



Tina Lepuschitz als Kleinkind an der Nordsee, als junge Weltenbummlerin in Moskau und Athen, bei ihrer Hochzeit im vergangenen Jahr und heute auf ihrer riesigen Sofalandschaft

Tina Lepuschitz sieht überhaupt nicht wie eine schwer kranke Frau aus. Ihre Figur könnte man als „sportlich“ beschreiben, dabei hat sie nie Sport getrieben. Ihre kleine Wohnung am Freiburger Ortsrand wird von einer gemütlichen Sofalandschaft dominiert, auf den Polstern dösen zwei Katzen. Tina Lepuschitz stellt Sprudel und Gläser auf den Tisch. Dann erzählt sie ihre Geschichte:

Ich lebe seit gut 30 Jahren, und ebenso lange könnte ich tot sein. Kaum war ich am 16. März 1980 in Ludwigsburg zur Welt gekommen, mussten mich die Ärzte reanimieren. Zwei Wochen später wurde mir in der Tübinger Uniklinik durch die Hohlvene ein Katheter bis ins Herz geschoben, so konnte der Kinderkardiologe schauen, was mir fehlt: die komplette Lungenschlagader, außerdem habe ich ein Loch in der Herzscheidewand. Ein übler Befund. Zunächst hieß es, ich würde es vermutlich nicht einmal bis zu meinem ersten Geburtstag schaffen. Für meine Mutter war das ganz schlimm, sie hat viel geheult und jede Nacht immer wieder in die Wiege gedeut, um zu sehen, ob ihr Baby noch lebt. Später sagte man ihr, dass ich vermutlich das Erwachsenenalter nicht erreichen werde. Schließlich meinten die Mediziner, dass ich mit etwas Glück 30 werden kann.

Schon als Kind durfte ich keinen Sport machen, nicht einmal ein paar Meter rennen. Zu Schulausflügen musste immer mein Vater mit. Die Wegstrecke wurde so ausgewählt, dass er mich im Bollerwagen hinter sich herziehen konnte. Die ganze Klasse musste auf mich Rücksicht nehmen, das war für mich schrecklich. Irgendwann wurde es mir so peinlich, dass ich lieber nicht mehr auf Schulausflüge mitwollte.

Einmal wurde ich übermütig und tanzte bei einer Polka mit. Danach wurde mir schwarz vor Augen, und ich landete im Notarztwagen. Ich bereue das nicht. Jeder muss seine Grenzen austesten. Ich habe damals gelernt: hier sind meine Grenzen, und die halte ich besser ein.

Während der Pubertät machte mir meine Krankheit am meisten zu schaffen. Ein Teenager, der nicht einmal Rad fahren kann oder schwimmen, ist ja total uncool. Kein Junge wollte was von mir. Ich hatte auch keine Freundinnen, war eine absolute Außenseiterin. Zu meiner Mutter sagte ich: „Mein Leben ist langweilig und scheiße. Eigentlich könnte ich auch von einer Brücke springen.“ Da hat sie mich zu einem Psychologen geschickt.

Zu Hause flüchtete ich mich in meine eigene Welt, eine Märchenwelt. Ich als Aschenbrödel, das von einem Prinzen aus seinem traurigen Dasein befreit wird. Meine Eltern haben sich alle Mühe gegeben, mir den Alltag zu versüßen. So hatte sich mein großer Bruder ein Mofa gewünscht, aber keins bekommen. Mir wurde hingegen ein Motorroller geradezu aufgeschwätzt, und ich erhielt sogar eine Sondergenehmigung, dass ich schon mit 14 damit herumdüsen durfte. Das hat mir zwar den Alltag erleichtert, aber

auch nicht verhindert, dass ich weiterhin mit meinem Schicksal haderte.

Mein Leben änderte sich ausgerechnet zum Positiven, als ich erfuhr, dass meine Tage auf Erden gezählt sind. Mit 15 stieß ich beim Herumstöbern im Keller auf meine Krankenakten. In einem Arztbericht las ich, dass ich eine eingeschränkte Lebenserwartung habe. Ich war ganz schön stinkig auf meine Eltern, die mir das verheimlicht hatten. Also habe ich sie provoziert: „Wir können ja schon mal einen Grabstein für mich aussuchen.“

Als ich mich wieder beruhigt hatte, sprach ich mit meiner Mutter lange über das Sterben und den Tod. Seitdem steht für mich fest, dass ich verbrannt werden möchte und meine Asche ins Meer gestreut werden soll. Ich mag nämlich keine Friedhöfe, für mich haben solche Orte nichts Tröstendes. Die Vorstellung, dass sich meine Asche im Meer verteilt, finde ich hingegen schön: Darin steckt der Gedanke, dass alles ein großer Kreislauf ist.

Seit ich weiß, dass ich früh sterben werde, lebe ich bewusster. Ich glaube, dass es meine Aufgabe ist, das Beste aus der Situation zu machen. Anderen Menschen gegenüber bin ich viel offener geworden. Ich schiebe auch nichts vor mir her. Mancher wartet ja bis zur Rente, ehe er dann endlich das tut, was er schon immer machen wollte. Ich weiß hingegen, dass ich niemals das offizielle Rentenalter erreichen werde. Was ich machen will und noch machen kann, das mache ich! Jetzt ist jetzt.

Früher hieß es, ich dürfe nicht fliegen, weil der Druck zu hoch ist. Irgendwann sagte ein Arzt zu mir: „Wenn Sie auf einem 2000 Meter hohen Berg keine Probleme bekommen, dann können Sie auch in ein Flugzeug steigen.“ Also bin ich mit der Seilbahn aufs Nebelhorn rauf – und siehe da: es ging mir dort oben gut. Anschließend habe ich den ersten Flug gebucht, nach Hamburg. In den folgenden Jahren legte ich immer größere Entfernungen zurück: Griechenland, Russland, Tansania, Südafrika, Thailand.

Mittlerweile darf ich nur noch drei Stunden am Stück fliegen, mehr erlauben mir die Ärzte nicht. Umso glücklicher bin ich, dass ich schon viel von der Welt gesehen habe. Jetzt beschränke ich mich auf Europa. Diesen Sommer

Mein Herz sagt: Warte nicht!

Lebzeiten (III) Am Ende steht die Frage: Hatte ich ein erfülltes Leben? In einer Serie zeichnet Frank Buchmeier die Geschichten von Menschen auf, deren Tage gezählt sind. Heute: Tina Lepuschitz, geboren 1980.

bin ich mit einer Postschifflinie die norwegische Küste entlanggeschippert. Das war großartig!

Beruflich hätte ich niemals eine große Karriere machen können. In der neunten Klasse war ich wochenlang in Kur, danach kam ich im Gymnasium nicht mehr mit. Ich wechselte auf die Realschule. Nach der mittleren Reife wollte ich unbedingt Kinderkrankenschwester werden: Wenn ich früher in der Tübinger Uniklinik nachts nicht schlafen konnte, haben mich die Schwestern nämlich mit zu den Neugeborenen genommen. Das fand ich faszinierend. Aber ich durfte nicht Kinderkrankenschwester werden, weil die körperliche Belastung zu hoch wäre. Also wurde ich Erzieherin.

Einige Jahre arbeitete ich voll. Ich war öfter krank als die Kolleginnen, weil mein Immunsystem geschwächt ist. Hauptsächlich Atemwegsinfektionen, ich stecke mich halt bei jedem Schnupfen an, was für eine Erzieherin nicht so praktisch ist. Irgendwann bekam ich eine Teilerwerbsminderung, habe nur noch halbtags geschafft. Dann ging auch das nicht mehr. Seit zwei Jahren bin ich Frührentnerin.

Langweilig wird's mir nicht. Einkaufen, spülen, die beiden Kater versorgen – damit bin ich im Alltag gut beschäftigt. Zwischendrin muss ich mich immer mal wieder ausruhen. Außerdem bin ich im Vorstand der Selbsthilfegruppe Jemah – Jugendliche und Erwachsene mit angeborenem Herzfehler. Der Kontakt zu Menschen, denen es ähnlich ergeht wie mir, hat mir unheimlich geholfen. Umgekehrt kann ich bei Jemah andere unterstützen und etwas zurückgeben.

Mit Männern hatte ich lange nichts zu schaffen. Manche Typen gerieten in Panik, sobald ich ihnen von meiner Krankheit erzählte. Öfters kam es vor, dass ich mit einem Schluss machte, irgendwie war nie der richtige dabei. Dann, während der Fußballweltmeisterschaft 2006, kamen Micha und ich uns näher. Im vergangenen Jahr heirateten wir. Die kirchliche Trauung, dieses religiöse Zeichen ewiger Verbundenheit, war mir sehr wichtig. Ich bin davon überzeugt, dass sich Menschen, die sich auf dieser Welt sehr nahe sind, im Jenseits wiederfinden werden.

Leider darf ich keine Kinder bekommen, weil mein Körper eine Schwangerschaft nicht packen würde. Es war sehr schwer, mich mit dieser Tatsache abzufinden. Schließlich zog ich die Konsequenz und ließ mich sterilisieren. Micha hat mich gestärkt. „Wir haben doch uns“, sagte er, „das ist das Wichtigste für mich.“ Ich habe fünf Patenschaften für Kinder in Entwicklungsländern übernommen, zwei habe ich bereits besucht. Die Begegnungen haben mich tief berührt, es sind irgendwie auch meine Kinder.

Vor etwa zwei Jahren riet mir mein Arzt, mich in einem Transplantationszentrum vorzustellen. Daraufhin fuhr ich mit meiner Mutter ins Klinikum München-Großhadern. Der Professor redete gleich Tacheles. Er machte mir klar, dass ich den geeigneten Moment für eine Transplantation nicht verpassen dürfe. Wenn es mir zu schlecht gehe, wäre ein Eingriff nämlich nicht mehr möglich. Ich sollte mir darüber ernsthaft Gedanken machen. Das habe ich. Mit Micha führte ich viele Gespräche. Ihn schmerzt die Vorstellung, dass ich weit vor ihm sterben werde. Er hielt eine Herz-Lungen-Transplantation für den richtigen Weg. Aber das würde auch nicht viel an unserer Lage ändern, weil man fremde Organe irgendwann abstößt. Man kann froh sein, wenn man fünf Jahre hat. Und ein passender Organspender müsste auch erst mal gefunden werden.

Manchmal spreche ich mit meinem Herzen: „Komm, wir beide schaffen das schon, du lässt mich nicht im Stich.“ An meiner Lunge hänge ich nicht so, aber an meinem Herzen schon. Meine Intuition sagt mir, dass ich es nicht hergeben sollte. Ich habe einfach keine Lust mehr, über eine Transplantation nachzudenken. Das Thema ist abgehakt. Zumindest vorläufig.

Wenn ich zu mir selbst ehrlich bin, muss ich sagen: gesundheitlich geht es mir schlechend schlechter. Der Winter ist für mich eine saublöde Jahreszeit. Bei diesen Temperaturen bekomme ich kaum Luft. Das fühlt sich dann an, als ob mir eine eiskalte Hand das Herz und die Lunge zusammendrückt. Ich kann kaum noch eine Treppe hochlaufen. Meine Lunge macht mir zu schaffen, ich hatte auch schon Bluthusten. Wenn mal ein größeres Gefäß platzt und ich nicht schnell genug ins Krankenhaus komme, dann war's das.

Dennoch bin ich glücklich und zufrieden wie nie zuvor, ich würde mit niemandem tauschen. Ich habe meine große Liebe gefunden, eine super Familie und ganz tolle Freunde. An meinem letzten Geburtstag sind wir alle zusammen nach Dublin geflogen und haben in einem Pub gefeiert. Das war für mich ein ganz besonderer Moment, weil es immer hieß, dass ich wohl nicht älter als 30 Jahre werde. Ich glaube, dass ich mich trotz Krankheit so sehr an meinem Leben erfreuen kann, ist der Grund dafür, dass ich noch lebe. Ein Arzt sagte einmal zu mir: „Ihre Einstellung ist die beste Medizin.“

Lebzeiten Die Serie erscheint in loser Folge.